

Der Hirtenknabe

Autor(en): **Herder, Johann Gottfried**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **51 (1947-1948)**

Heft 16

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-670330>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

auf Lauer zu liegen hatten und sich, entgegen dem Dienstbefehl, der Blick vom Feind weg in die Märchenwelt unter der Nase verlor. Wir sind aber nicht die ersten, die diese „Gegend im Grase“ bewundern. Salomon Geßner, der Zürcherdichter aus der Zeit des Rokoko, der einst Forstherr im Sihlwald war, hat diese bezaubernde „Gegend im Grase“ gerühmt und gelobt: „Diese bewunderungswürdige Welt im Kleinen, von unendlich mannigfaltiger Schönheit, unendliche Arten Gewächse, Millionen verschiedene Bewohner, teils fliegen von Blumen zu Blumen, teils kriechen und laufen umher, in Labyrinth des Grases; unendlich mannigfaltig an Bildung und Schönheit, findet jeder hier seine Nahrung, jeder seine Freuden; Mitbürger dieser Erde, jeder in seiner Art vollkommen und gut.“ Das ist die Liebe der Dichter zur unscheinbaren Welt, zu jener Welt, der auch Stifter seine Freundschaft zukehrte und die Goethes „Werther“ ebenso liebte, als ihn „das Schwirren und Weben auf den Boden aufmerksam machte und das Moos, das dem harten Felsen seine Nahrung abzwingt, und das Geniste, das den dürren Sandhügel hinunter wächst!“

Die Beeren sind es, die uns in diese Gegend lenken, unter die Blätter, auf ihre kühlere Erdeite, in das Wurzelfiligran, ins modernde Laub. Das ist die Welt des Kindes, das sich in

dieser Märchendimension wie aus alter Vertrautheit auskennt, da nämlich, wo ein einherflastender Käfer ein Ungetüm und das Dach eines Pilzes ein Haus und ein Mausloch eine Höhle ist. Das Kind erlebt das noch, wir müssen es wieder lernen; und wir beginnen es zu erahnen, wenn wir wie einst wieder auf die Beerenjagd gehen, und zwar nicht gerade mit der Absicht, so und so viel Kilogramm heimzubringen, so und so viel Konfitüre daraus machen zu wollen oder gar so und so viel Erlös herauszupflücken. Man muß die Beeren um der Beeren willen suchen: dann, und nur dann blühen auf diesem Weg durchs Grüne Wunder auf. Ist es erstaunlich, daß wir als alt und damit auch etwas phantasielos Gewordene, wenn wir nur den Weg finden, wieder wie früher in diese Beerenwelt unterzutauchen, daß wir wie ferne Schatten unsere Kindheit in uns erstehen fühlen! Damit aber ist uns das Schönste im Leben geschenkt: sich erinnern zu können, sich der Kindheit, des goldenen Zeitalters unseres Lebens erinnern zu können.

Es ist die Beerenzeit, es ist der Beerenzauber, der uns diese Gnade gewährt. Also gehen wir hinaus, vor allem: gehen wir mit Kindern hinaus in den Wald und folgen wir den leuchtenden und duftenden Spuren der Beeren!

Der Hirtenknabe

Von Johann Gottfried Herder

Abbas, mit dem Zunahmen der Große, König von Persien, war einst auf der Jagd verirrt. Er kam auf einen Berg, wo ein Hirtenknabe eine Herde Schafe weidete. Der Knabe saß unter einem Baum und blies die Flöte. Die süße Melodie des Liedes und Neugierde lockten den König näher hinzu; das offene Gesicht des Knaben gefiel ihm; er fragte ihn über allerlei Dinge, und die schnellen, treffenden Antworten dieses Kindes der Natur, das ohne Unterricht bei seiner Herde aufgewachsen war, setzten den König in Verwunderung. Er hatte noch seine

Gedanken darüber, als sein Wesier dazu kam. „Komm, Wesier,“ rief er ihm entgegen, „und sage mir, wie dir dieser Knabe gefällt!“ Der Wesier kam herbei, der König setzte seine Fragen fort, und der Knabe blieb ihm keine Antwort schuldig. Seine Unerblichkeit, sein gesundes Urteil und seine offene Freimütigkeit nahmen den König und den Wesier so sehr ein, daß jener beschloß, ihn mit sich zu nehmen und erziehen zu lassen, damit man sehe, was aus dieser schönen Anlage der Natur unter der Hand der Kunst werde.

Wie eine Feldblume, die der Gärtner aus ihrem dürrn Boden hebt und in ein besseres Erdreich pflanzt, in kurzem ihren Kelch erweitert und glänzendere Farben annimmt, so bildete sich auch der Knabe unvermerkt zu einem Manne von großen Tugenden aus. Der König gewann ihn täglich lieber; er gab ihm den Namen Ali Beg und machte ihn zu seinem Großschatzmeister.

Ali Beg besaß alle Tugenden, die sich nur zusammen vereinigen lassen: Ansträflichkeit in seinen Sitten, Treue und Klugheit in seinem Amte, Freigebigkeit und Großmut gegen die Fremden, Gefälligkeit gegen alle, die ihn um etwas baten, und, obgleich er der Liebling des Königs war, die bescheidenste Demut. Was ihn aber am meisten unter den persischen Hofleuten auszeichnete, war seine Uneigennützigkeit; denn nie ließ er sich seine Dienste bezahlen, seine guten Taten hatten die reinste Quelle, das Verlangen, den Menschen nützlich zu werden. Bei allen diesen Tugenden entging er jedoch den Verleumdungen der Höflinge nicht, die seine Erhebung mit heimlichem Neide ansahen. Diese legten ihm allerlei Fallen und suchten ihn bei dem Könige verdächtig zu machen. Aber Schach Abbas war ein Fürst von seltenen Eigenschaften; argwöhnischer Verdacht war für seine große Seele zu klein, und Ali Beg blieb in Ansehen und Ruhe, solange sein großmütiger Beschützer lebte.

Zum Unglück starb dieser große König, und Schach Sefi, der ihm folgte, schien die Wehklage der Völker zu rechtfertigen, daß nämlich gute Fürsten wie andere Menschen sterben müssen. Er war das völlige Widerspiel seines Vorgängers, voll Mißtrauen, Grausamkeit und Geiz; Blutvergießen schien ihn zu erquicken, wie den Durstigen ein Trunk Wassers. Einen solchen Oberherrn hatten Alis Feinde erwartet, und ihr verborgener Neid wurde sogleich wieder sichtbar. Sie brachten täglich Verleumdungen gegen den Schatzmeister an, auf die der König anfangs nicht achtete, bis eine jenen erwünschte Begebenheit diese Anklagen zu rechtfertigen schien.

Der König nämlich verlangte einen kostbaren Säbel zu sehen, den Schach Abbas vom türki-

schen Kaiser zum Geschenk bekommen hatte und dessen einige Hofleute gedachten. Der Säbel war nicht zu finden, obgleich er in dem nachgelassenen Verzeichnis des großen Abbas eingetragen war, und so fiel Schach Sefis Verdacht auf den Schatzmeister, daß dieser ihn veruntreut habe. Dies war, was seine Feinde wünschten; sie verdoppelten ihre Beschuldigungen und schilderten ihn als den ärgsten Betrüger. Er hat viele Häuser zur Bewirtung der Fremden gebaut, sagten sie, und andere öffentliche Gebäude mit großen Kosten aufführen lassen. Er kam als nackter Knabe an den Hof, und doch besitzt er jetzt unermeßliche Reichtümer. Woher könnte er alle die Kostbarkeiten, womit sein Haus angefüllt ist, haben, wenn er den königlichen Schatz nicht bestehle? Ali Beg trat eben zum Könige herein, als ihn seine Feinde so verklagten, und mit zornigen Blicken sprach der König: „Ali Beg, deine Untreue ist kund geworden; du hast dein Amt verloren, und ich befehle dir, in vierzehn Tagen Rechnung abzulegen.“ Ali Beg erschrak nicht; denn sein Gewissen war rein; aber er bedachte, wie gefährlich es sein würde, seinen Feinden vierzehn Tage Zeit zu lassen, ehe er seine Unschuld bewiese. „Herr,“ sprach er, „mein Leben ist in deiner Hand. Ich bin bereit, die Schlüssel des königlichen Schatzes und den Schmuck der Ehre, den du mir gegeben hast, heute oder morgen vor deinem Thron niederzulegen, wenn du deinen Sklaven mit deiner Gegenwart begnadigen willst.“

Diese Bitte war dem Könige höchst willkommen; er genehmigte sie und besichtigte gleich des andern Tages die Schatzkammer. Alles war in der vollkommensten Ordnung, und Ali Beg überführte ihn, daß Schach Abbas den vermißten Säbel selbst herausgenommen und mit den Diamanten ein anderes Kleinod habe schmücken lassen, ohne es jedoch in seinem Verzeichnis zu bemerken. Der König konnte nichts dagegen einwenden; allein Mißtrauen ist ungerecht und findet sich beleidigt, wenn es sich in seinen selbst falschen Mutmaßungen betrogen sieht. Er ersann daher einen Vorwand und begleitete den Schatzmeister in sein Haus, um die vielen Kostbarkeiten zu finden, von denen ihm seine Höflinge gesagt hatten. Zu seiner großen Verwun-

derung aber war hier alles anders. Gemeine Tapeten bedeckten die Wände; die Zimmer waren nicht mehr als mit notdürftigem Hausrat versehen, und Sefi mußte selbst gestehen, ein mittelmäßiger Bürger wohnte köstlicher als der Großschatzmeister seines Reiches. Er schämte sich dieser zweiten Täuschung und wollte sich entfernen, als ihm ein Höfling eine Tür am Ende der Galerie zeigte, die mit zwei starken eisernen Riegeln verschlossen war. Der König ging näher und fragte den Ali Beg, was er unter so großen Schlössern und Riegeln verwahre. Ali Beg schien erschrocken; er errötete heftig, erholte sich aber wieder und sprach: „Herr! In diesem Gemache bewahre ich das Liebste, das ich auf der Welt habe, mein wahres Eigentum. Alles, was du in diesem Hause gesehen hast, gehört dem Könige, meinem Herrn; was dieses Zimmer enthält, ist mein; aber es ist ein Geheimnis; ich bitte dich, verlange es nicht zu sehen.“

Dies ängstliche Betragen schien dem argwöhnischen Sefi Ausdruck der Schuld, und er befahl mit Heftigkeit, die Tür zu öffnen. Das Gemach tat sich auf, und siehe da, vier weiße Wände, mit einem Hirtenstabe, einer Flöte, einem schlechten Kleide und einer Hirtentasche geschmückt, das waren die Schätze, welche diese eisernen Riegel und Schlösser verwahrten.

Alle Anwesenden erstaunten, und Schach Sefi schämte sich zum drittenmal, als Ali Beg mit größten Bescheidenheiten also sprach: „Mächtiger König! Als mich der große Abbas auf einem Berge antraf, wo ich meine Herde hütete, waren diese Armseligkeiten mein ganzer Reichtum. Ich verwahrte seitdem denselben als mein einziges Eigentum, das Denkmal meiner glücklichen Kindheit, und der großmütige Fürst war zu gütig, als daß er mir es hätte nehmen wollen. Ich hoffe, Herr, auch du wirst es mir nicht nehmen und mich mit ihm in jene friedlichen Täler zurückkehren lassen, wo ich in meiner Dürftigkeit glücklicher als im Ueberfluß deines Hofes war.“

Ali schwieg, und alle Umstehenden waren bis zu Tränen erweicht. Der König zog sein Kleid aus und legte es ihm an — ein Zeichen der höchsten Gnade — der Neid und die Verleumdung war mit Scham geschlagen, und sie durften sich gegen diesen Edlen nie wieder erheben. Ali lebte lange und genoß die Belohnung seiner Tugend, Liebe und Verehrung bei seinem Leben, und nach seinem Tode waren Tränen die stillen Lobredner auf seinem Grabe. Alle Einwohner der Stadt begleiteten seine Leiche, und noch im Munde der Nachwelt hieß er immer der edle uneigennütige Ali.

Der Beinbruch

Von August Langbein

Bonnard erschien vormittags allezeit und überall als ein artiger und liebenswürdiger Mann, nachmittags und abends aber nicht immer. Er war, in Rücksicht der den alten Germanen so oft vorgeworfenen Liebe zum Trunk, ein eifriger Deutscher und kannte kein süßeres Vergnügen, als die beliebten Lieder „Genießt den Reiz des Lebens!“ und „Bekränzt mit Laub den lieben, vollen Becher!“ in lustiger Gesellschaft zu singen und eine Flasche Wein dabei auszustechen. Wär' es nur bei einer geblieben, so würde niemand etwas dagegen gehabt haben, da es seine Einkünfte erlaubten. Allein es hieß

immer: Man steht nicht auf einem Beine; und: Aller guten Dinge müssen drei sein. Oft mußte er sogar die vierte, fünfte und sechste Flasche mit dergleichen Sprichwörtern und Beweisstellen zu belegen.

Seine Mutter und Geschwister, mit denen er noch gemeinschaftlich zusammenwohnte, hatten fast jede Nacht den Kummer, ihn bezechet nach Hause kommen zu sehen. Ihre dringendsten Vorstellungen blieben fruchtlos, und sie fingen bald an, seine Völlerei für unheilbar zu halten.

Ebenso dachte Laura, Bonnard's Geliebte. Nach unzähligen kleinen Zwisten darüber kam